

Beiträge

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Nr.

Dresden, den 20. Januar 1812.

5.

Ueber das fühlbare Bedürfniß und die unentbehrliche Nothwendigkeit einer guten Declamation in unserm Zeitalter.

Bei der durch höhere Geistescultur herbei geführten allgemeinen Lust, Liebe und Neigung zur Declamation sucht zwar jetzt auch unter uns Deutschen fast jede gebildete Person beiderlei Geschlechts in ihrem Sprechen, Vorlesen und Reden zu declamiren, ohne oft auch nur einen richtigen Begriff von der Declamation und von den zu ihr nöthigen Erfordernissen, Vorkenntnissen und persönlichen Eigenschaften zu besitzen; aber gleichwohl haben wir bis jetzt weder öffentliche Lehrer, noch viele nachahmungswürdige Muster einer vollendet schönen Declamation, noch auch ein einziges Werk, welches eine gründliche, lichtvolle und zugleich vollständige Anweisung zu dieser wissenschaftlich schönen Kunst enthielte.

Man hat es oft den Deutschen zum Ruhme angerechnet, daß sie mehr auf den Kern, als auf die Schale sehen, mehr den innern Gehalt einer Sache, als ihre äußere Form schätzen und daher auch nach dem innern Gehalte den Werth einer Person, oder Sache bestimmen. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß, wenn man diesen Charakterzug der Deutschen bloß von der geselligen Seite betrachtet, er eine liebenswürdige Toleranz begründe; allein diese übel verstandene Toleranz, verbunden mit dem gutmüthigen Vorliebnehmen, ist wiederum nicht nur die Ursache, daß oft selbst im geselligen Umgange unter uns die zarte Eleganz fast nie erreicht werde, welche doch bei einiger Strenge ohne allen Nachtheil des

innern Werthes sich erreichen läßt, sondern hat auch so manche bedeutende Nachtheile herbeigeführt, daß es uns wahrhaftig nicht zur Ehre gereicht, eine solche Maxime noch jetzt auszuüben, deren Nachtheile allgemein anerkannt sind und uns zu der Einsicht verholfen haben, daß eine solche Toleranz vorzüglich bei allen schönen Künsten, folglich auch bei der Declamirkunst gerade an ihrem nachtheiligsten Orte sey.

Denn hiedurch verleitet, nennt man oft das Mittelmaßige einer schönen Kunst schon gut, das kaum Gute aber vortrefflich und erhebt nicht nur den bloßen Dilettanten zum Virtuosen, sondern vermehrt hiedurch auch die große Anzahl mittelmaßiger Künstler und oberflächlicher Beurtheiler.

Nur auf solche Art konnte es dahin kommen, daß unsre Nation ihre Künstler sich im Auslande bilden ließ und also nicht nur bisher keine wahrhaft großen Künstler selbst erzog, sondern auch sogar nichts Nationales mehr in ihren Künsten aller Art besitzt und selbst den hohen Beruf aufgegeben zu haben scheint, sich selbst wahrhaft schöne Künstler zu erziehen und schöne Künste zu erschaffen! —

Den hierzu nöthigen Beweis werde ich gelegentlich aus der Geschichte der schönen Künste und namentlich der Declamation vorzüglich liefern. Denn auch diese schöne Kunst wurde unter uns Deutschen viele Jahrhunderte hindurch so sehr vernachlässiget, daß sie ganz verschwunden und aus der Reihe der schönen Künste vertilget zu seyn schien, weil man sich so wenig um einen schönen declamatorischen Vortrag bekümmerte, daß man ihn kaum noch einigermaßen von dem Kunstschauspieler,

selten aber von dem Kanzelredner verlangte, in der irrigen Meinung:

„Man müsse über die äußere unangenehme Form des mündlichen Vortrages manches Kanzelredners hinwegsehen und sich bloß an seine vortrefflich gesagten Sachen halten! —“

Ob man aber bei dieser Gelegenheit nicht mit über die ganze Predigt hinwegsieht — das ist freilich eine andere Frage. — Bei einem so lange herrschenden toleranten Vorliebnehmen mit allem höchst Mittelmäßigen und oft Schlechten auch in der Declamation konnte sich, wie unter den Schreibarten ein eleganter Curialstyl, auch eine ganz fehlerhafte Declamirart bilden, welche man sogar zum Kanzeltone erhob, der aus einem Gemische von Feierlichkeit und Bequemlichkeit, von leerem Pathos und polterndem Schreitone zusammengesetzt war, aber jetzt hoffentlich gänzlich verschwunden seyn dürfte. Freilich die Würde der vorzutragenden Lehrgegenstände, die Heiligkeit des Orts und die Erhabenheit des Zweckes veranlaßten zwar den Kanzelredner oft mit Recht, daß er mit einem gewissen Pathos auftrat. Da aber dergleichen Redner, welche aus dem Stegreife zu reden von jeher scheinen sollten, ihre Perioden nie so schrieben, wie sie ihre Sprachwerkzeuge forderten, sondern vielmehr ihre Worte oft so herausstießen, wie sie ihnen in den Hals kamen, weil sie gern lange Perioden wählten, um ihre Gedanken oft recht lang auszuspinnen; so verloren dieselben, wenn sie schon im Anfange die Backen recht voll genommen hatten, am Ende die Kraft und sie versielen mit ihrer Stimme in eine singende Melodie, welche ein Hauptbestandtheil des Narkotischen mancher Predigt war.

Bei der Haltung anderer öffentlichen Reden traf nur selten das Loos solche Männer, welche diesem Geschäfte ganz gewachsen waren und sich ihm mit glücklichem Erfolge unterziehen konnten, weil man von dergleichen Reden, welche bloß hergebrachte Formalitäten und Complimente waren, die man nur Ehrenthalber und aus Gewohnheit hielt, daher auch keinen Effect erwartete, obgleich nicht zu zweifeln ist, daß nöthigen Falls auch unter uns wenigstens jetzt Redner aufstreten und

durch den Augenblick der Rede, oder ihres erhabenen Gegenstandes inspirirt, auch die Stimme und erforderlichen Stimmtöne besitzen würden, worin die Rede vortragen werden muß.

Die einzigen Personen, von denen man sonst noch einige Declamation verlangte, waren die Schauspielkünstler, denen man aber gleichwohl oft den Vorwurf machte: „Sie declamirten zu viel!“

Doch glücklicher Weise ist dieser Vorwurf wenigstens unter uns Deutschen schon längst verstummt, seitdem man angefangen hat, einzusehen, daß man zwar falsch oder unrichtig, aber nie zu viel declamiren könne und die feierlich pathetische Declamation niemals mit der Declamation überhaupt verwechseln, folglich auch den Conversationston nicht der Declamation entgegensetzen dürfe, gleichsam als wenn der gute Conversationston nicht auch eine Art von Declamation überhaupt wäre, da doch vielmehr die letztere eben so mannichfaltig ist, als es die zu declamirenden Gegenstände sind. Denn so wie jede Art des Stils im Schreiben ihren besondern Charakter hat, eben so besitzt auch jede Art der Declamation ihren ganz eigenthümlichen Charakter, dessen richtige Auffassung und glücklich durchgeführte Darstellung eben eine gute Declamation heißt. —

So stehen die Sachen dieser Art leider größtentheils noch jetzt bei uns! — Wie ganz anders hingegen war es damit in Griechenland und Rom beschaffen? — Was wir noch jetzt von den herrlichen Wirkungen der äußern und innern Beredsamkeit (der Declamation und Redekunst) bei diesen beiden aufgeklärtesten Völkern des begeisterten Alterthums vernehmen, setzt die meisten unter uns mit Recht in Erstaunen, weil es wie Legenden und Sagen aus einer der unsrigen ganz fremden Welt klingt, folglich nur noch von dem übertroffen wird, was uns die Alten von dem fein gebildeten Sinne des ganzen griechischen Volks für den declamatorisch schönen Vortrag erzählen, welches durch alle Classen ein so fein gebildetes Gehör besaß und durch einen einzigen Misseten so beleidigt werden konnte, daß es selbst den nachher größten Redner Athens und Griechenlands (den Demosthenes) bei seinem ersten vorwichtigen

Erscheinen auf der Rednerbühne in Athen, ehe er sich noch eine vollkommen richtige und schöne Aussprache erworben hatte, von dem Rednerstuhle mit höhrender Verachtung herabwies und seiner Rede weder eher das Ohr leihen, noch sie auf sein Herz wollte wirken lassen, als bis er seine Aussprache und Declamation überhaupt vollkommen ausgebildet hatte. Daher ist ein großer Redner einer Nation bei weitem keine so wichtige und seltene Erscheinung, als eine ganze Nation, wie die griechische war, in welcher auch der geringste Mensch im Volke, dennoch gleich dem vornehmsten und gebildetsten Manne, ein so fein kritisches Ohr besaß, daß z. B. selbst eine gemeine Kräuterfrau in Athen den daselbst seit mehreren Jahren mit Eifer und glücklichem Erfolge in der attischen Aussprache sich übenden berühmten Theophrast, als er nach dem Preise ihrer Waare fragte, sogleich für einen Ausländer hielt und ihn bloß deswegen einen Fremdling nannte, „weil er zu attisch (zwar regelmäßig, aber noch nicht fein und geschmeidig genug) spräche.“ —

Woher nun dieses sonderbare Phänomen und wohin ist es so ganz verschwunden, daß wir von ihm kaum noch eine leise Spur mühsam entdecken können? —

Diese Frage werde ich in einem der nächsten Stücke dieser Blätter bei der Betrachtung über die Declamation der alten Griechen und Römer auf eine anziehende Art zu beantworten suchen.

Der einmal auch unter uns erwachte Zeitgeist und allgemein herrschende Trieb zur Declamation behauptet seine Rechte so standhaft, daß er sich in seinem Streben durch alle genannten Hindernisse nicht im mindesten stören läßt, sondern vielmehr fast jede gebildete Person aus allen Ständen, worin es in Ansehung des Verstandes nur Gebildete und Ungebildete giebt, unaufhaltsam mit sich fortreißt, weil man zu ahnen scheint, als näherten wir uns gleichsam allmählig in declamatorischer Hinsicht fast ähnlichen Zeiten, wie die der alten Griechen und Römer waren, wo persönliche Beredsamkeit als ein ganz unentbehrliches Mittel zur glücklichen Erreichung seines Zwecks selbst vor und außer Gerichte, auf dem Redner- und Lehrstuhle, auf der Schaubühne und außerhalb derselben, auch im gesellschaftlichen Um-

gange erfordert wurde, wo z. B. selbst Feldherren durch eine einzige kraft- und geistvolle Rede an ihre Armeen auf dem blutigen Kampfplatze dieselben an die Großthaten ihrer Vorfahren glorreichen Andenkens erinnerten, sie hiedurch zur Tapferkeit anspornten, ihnen Muth, Zuversicht und Vertrauen einflößten, alle Kräfte erhöhten und auf solche Art den Sieg glücklich erkochten, von welchem oft Wohl und Weh ganzer Familien, so wie Freiheit und Sklaverei des Vaterlandes abhiengen, wo folglich die ganze (äußere und innere) Beredsamkeit in ihrem hellsten Lichte, in ihrem größten Glanze, selbst in der Rüstung des Kriegsgottes, wie in unsern Zeiten bei Napoleon dem Großen, auf dem blutigen Schlachtfelde vor den sieggewohnten Streitern erschien, ihre Tapferkeit erhöhte, ihren Muth durch die nahe Aussicht zum Siege bestärkte und sie durch wahrhaft rührende Töne des Herzens, gleich einem gewaltigen Bergströme, mit sich zum siegreichen Kampfe unaufhaltsam fortriß! — (Der Bechluß folgt.)

Theaternachrichten.

Das Jahr 1812. brachte auf dem hiesigen deutschen Theater am 2. Januar zuerst die Jäger von Jßland, ein Stück, welches immer zu den klassischen unsrer dramatischen Literatur gehören wird. Ich war verhindert, der Aufführung beizuwohnen.

Unser geliebter König war am 4. Januar Abends um 8 Uhr angekommen. Als er am 6. Januar zuerst wieder ins deutsche Theater trat, begrüßte ihn in dem völlig erleuchteten Hause der Jubel der zahlreichen Menge, und ein dreifaches Lebehoch tönte bei Trompetenklänge in die Luft. Der Vorhang flog auf, und Mad. Hartwig sprach einen Prolog. Dem Vernehmen nach war er von dem Herrn Geh. Sekretär Winkler gedichtet, und wenn er auch hie und da des poetischen Schmuckes entbehren sollte, so spricht er doch eine so innige und wahre Herzlichkeit aus, daß man ihn gelungen nennen kann. In diesem Sinne sprach ihn auch Mad. Hartwig. Besonders ergreifend war das Gebet am Schlusse desselben. Wenige Augen nur blieben trocken, und mit tiefer Rührung scholl noch aus aller Munde ein Heil.

Heil, Heil dem Vater des Vaterlandes! empor. Auch der angebetete Monarch war gerührt. Seinen Dank sprachen seine Blicke aus. Es war ein schönes Fest.

Nun folgte: Deutsche Treue, ein dramatisches Gemälde aus dem 14. Jahrh. in 5 Aufz. von Klingemann. Klingemann gehört gewiß jetzt zu unsern bessern dramatischen Dichtern im ernstlichen Style. Seine Sujets sind glücklich gewählt, die Verkettungen interessant, die Charaktere meist gehalten, der Dialog edel und rein. Vorzüge, die ihm zum Lobe gerechten Anspruch geben und ihn noch höher hinauf näher dem Ziele führen müssen. Nur etwas viel auf Wirkung berechnend und sie eben dadurch verfehlend scheint er uns, und von dem Tadel, die Leidenschaften, so wie die Tugenden, zu sehr bis aufs höchste zu culminiren, möchten wir ihn auch nicht ganz frei sprechen. Deutsche Treue hat denselben Gegenstand, den Ziegler vor längerer Zeit in seinem Schauspiel: Fürstengröße, bearbeitete; aber man vergleiche beide, um zu fühlen, wie weit Klingemann an Würde der Handlung und Sprache, an richtiger Individualisirung und Gelingen einzelner Scenen über ihm steht. Freilich dürfte das Stück sich wohl kaum von dem Vorwurfe retten, daß Friedrichs Verzicht auf die Kaiserkrone am Schlusse des 2ten Aktes wohl zu wenig motivirt sey.

Friedrich von Oestreich ward vom Herrn Kanow, Ludwig von Bayern vom Herrn Weidner gegeben. Ersterer dachte sich ohnerachtet seiner Jugend recht gut in die Rolle des ernstern Mannes und sprach größtentheils dem angemessen. Nur dann und wann riß ihn das Jugendfeuer zu lebhaft fort: denn bei der Milde von Friedrichs Gemüth darf er nur selten in Hefigkeit gerathen. Auch erinnere ich nochmals, daß Herr Kanow deshalb um so mehr über sich zu wachen hat, da bei stärkern Anstrengen seine Stimme leicht ihr Metall verliert. Herr Weidner spielte sehr brav. Beider Kostüme waren gut gewählt, besonders das Herrn Weidners. Herrn Beyer, als Stephan von Bayern, wäre mehr Kraft zu wünschen gewesen. Seine Rüstung im ersten Akt war köstlich. Auch Herr Schirmer gab den Herzog Leopold

nicht mit genügendem Anstande. Er ist ein wilder Schwärmer für seinen Bruder; aber er bleibt Herzog. Die Damen haben unbedeutende Rollen.

Am 7. Jan. Neue und Ersatz, Schauspiel. in 4 Aufz. von Vogel. Eine recht gelungene Darstellung. Mad. Hartwig spielte mit wahrer Naivetät, Mad. Henke mit lustiger Geschwätzigkeit; Herr Kanow hatte viel Anstand, Herr Haffner heitre Jovialität, Herr Drewitz gefällige Herzlichkeit. Warum nur Herr Vogel so wenig schreibt? Seine Stücke sind meist brav und für die Darstellung ungemein geeignet.

Ein Zug aus der portugiesischen Geschichte liegt allerdings als hist. Stoff dem Schauspiele Johann von Calais zum Grunde, das am 9. Jan. gegeben ward. Den Herrn Haselsteiner, der sich als Autor genennt hat, kenne ich nicht; aber trägt mich nicht alles, so hat er das Stück bloß aus dem Französ. übersetzt; denn das französ. Melodrama scheint alles zu verrathen. Aus diesem Gesichtspunkte angesehen, ist es nicht ganz übel; denn es unterhält, und würde es noch mehr, wenn besonders im zweiten Akte einige Längen gekürzt wären. Etwas großes ist es freilich nicht; aber wer mag das auch immer verlangen! Schiller und Göthe werden nicht jeden Tag geboren. So mag es hingehen, wenn nur die unglückliche Standeserhöhung im dritten Akte nicht zum Schlusse es noch so lächerlich machte. Sie ist durchaus ungeschichtlich und eben so unnöthig, als unpassend. In Omar's Händen diese wichtigen Papiere! wer mag's begreifen! und der gute alte König glaubt das auch so aufs Wort. Ich halte es für eine Erfindung Herrn Haselsteiners; denn im französ. Originale steht es gewiß nicht. Jener Omar ist übrigens die interessanteste Person im Stücke, und Herr Schirmer gab ihn recht gut. Solche Rollen gelingen ihm ungemein. Herr Kanow, als Johann, hielt den Charakter des unbekümmerten Seemanns glücklich. Mad. Hartwig war lobenswerth.

Hierauf folgten: Die Mißverständnisse, Lustspiel in 1 Aufzuge von Steigentesh. Dieß kleine Stück verdiente zu gefallen.

A x f e l m u s .